

SIMPLICISSIMUS

Oktoberfest

(E. Schilling)



„Jessas na! Zwoa Maß Bier, anderthalb Brathenndln, fünf Türkische Honig, an g'salznen Steckerlfisch — alls kriagt ma spendiert — bloß für 'n Kater morg'n — da kommen s' nôt auf, d' Mannsbilder!“

Tanzpalast Regina

Zeichnungen von Carl Arnold

Der Besitzer:

Einen Besitzer gibt es nicht. Der Tanzpalast gehört einer G.m.b.H. Sie hat ihn von der Herkules-Brauerei übernommen, welche ihn ihrerseits von Herrn Zarapopulos angehängt bekommen hat. Herr Zarapopulos hat in Berlin seine Gründung, den „Regina-Tanzpalast“, hinterlassen, sowie einhundertfünfzehntausend Mark Schulden. Zur Zeit ist er wieder Nachtportier in einem schmutzigen Hotel in Saloniki, von wo er 1922 nach Berlin gekommen war. Er schimpft jetzt mordsmäßig auf Deutschland.



Der Geschäftsführer:

Er heißt Kalkbrenner und ist seit zweiunddreißig Jahren in der Branche tätig. Er ist unverheiratet, trinkt keinen Tropfen Alkohol, hat eine wertvolle Markensammlung und eine Wut auf die Weiber. Sein sehnlichster Wunsch ist, einmal im Leben um zehn Uhr schlafen zu gehen und kein



Saxophon mehr zu hören. Er raucht fünfzig Zigaretten pro Tag, wovon er gelbe Fingerspitzen, einen chronischen Bronchialkatarrh und eine Unmenge Zigarettenbilder hat. Jeden Abend um sieben hat er Krach mit dem Ober Nummer 27, der immer falsch „bongt“. Jede Nacht um halb drei ißt er zwei weiche Eier im Glas.

Der Kapellmeister:

Er ist einunddreißig Jahre alt und heißt Feny Petresku. (Laut Paß Peter Findeisen.) Bei den beiden ersten Tänzen läßt er sich durch seinen ersten Geiger vertreten. Er besitzt ein Grundstück bei Werder und ein



Mietshaus in Pankow; das hat er sich im Laufe der Jahre zusammengespielt. Er ist zum fünftenmal verlobt, kann sich aber nicht entschließen, zu heiraten. Seine jeweilige Braut darf das Lokal, in dem er spielt, nicht betreten, das schädigt sein Geschäft. In seinen dienstfreien Stunden beschäftigt er sich mit Psychoanalyse und englischen Sprachstudien. (Er hofft auf ein Engagement in USA.) Seine Musiker nennt er „Jungs“, sie können ihn aber trotzdem nicht ausstehen, er ist ihnen zu aufgeblasen. Sie bleiben aber eisern bei ihm; denn sie verdienen sehr gut. Die Kapelle Feny Petresku ist eine der bestbezahlten.

Der Ober Nummer 7:

Er hat eine Zweieinhalbzimmerwohnung in Neukölln, eine junge Frau und Zwillingsschwestern, die er abgöttisch liebt. Er ist der aufmerksamste Ehemann und verträgt sich sogar glänzend mit seiner Schwiegermutter. Wenn er abends den sehr eleganten Frack anzieht, um in den Dienst zu gehen, dann verändert er sich ungemein, dann fängt der Mensch für ihn erst bei den Weinmarken über zwölf Mark an. Kredit gibt er nie, seitdem er einmal mit neunzig Mark hereingefallen ist. Der Betrieb in der „Regina“ kotzt ihn an, aber er verdient sehr gut. Noch vier, fünf Jahre — dann wird er ein Hotel im Harz übernehmen. Wenn er dienstfrei hat, geht



Das Tanzmädchen Erika:

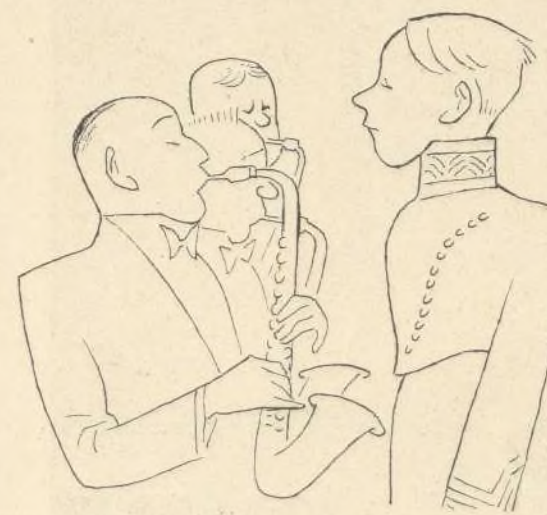
Sie ist kein Mädchen, sondern eine geschiedene Frau. Ihr Mann war Postassistent in Neiß; sie ist ihm durchgebrannt, weil es ihr dort zu langweilig war und weil sie schon immer die Sehnsucht danach hatte, „den Hauch des Reichtums zu spüren“. (Heute würde sie brennend gerne wieder Frau Postassistent in Neiß sein, aber jetzt ist es zu spät dazu.) Von allen Tanzmädchen in der „Regina“ verdient sie am wenigsten; die anderen sagen, sie „habe den Dreh nicht raus“. Sie träumt von einem eigenen Geschäft für feine Damenwäsche. Sie schläft bis fünf Uhr nachmittags, dann geht sie ins Kino (fast jeden Tag). Um zehn Uhr beginnt ihr Dienst. Wenn sie von einem Herrn eingeladen wird, zu Abend zu speisen, dann bestellt sie Wiener Schnitzel und Ananasbeignets, das sind ihre Lieblingsspeisen. Alkohol verträgt sie in schweren Mengen; sie leidet darunter, daß sie nie richtig blau werden kann, dann wäre alles viel leichter. Sie ist ungeheuer dumm, hat aber eine prachtvolle Figur und einen sehr schönen Teint. Wenn sie „den Dreh raus hätte“, wäre es ja besser, so aber ...

Die Gäste am Tisch Nummer 11:

Es ist der Buchhalter einer Gummiwarenfabrik mit seiner Frau, die heute ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiert; sie hat sich das als Geschenk gewünscht, abends hierher zu gehen. Ihr Mann hat ihr den Wunsch erfüllt, obgleich er ihn für total verfehlt hält, außerdem darf er höchstens zehn Mark kosten. Die Frau nippt kaum am Wein, ihre Augen sind überall. Wie interessant das alles ist und diese



Mädchen ...! Was würde ihre Freundin in Insterburg sagen ... nun ja, die Kleinstädter ... und dieser elegante Kapellmeister ... ob der Brillant am kleinen Finger wohl echt ist? Nein, danke, sie tanzt nicht ... mit einem fremden Herrn! Ist das denn hier so? „Sieh mal, Otto, der Kleine, Dicke, der vorhin Hummer gegessen hat, jetzt tanzt er mit der in Rot!“ Unterdessen rechnet Otto: man darf die Weinsteuer nicht vergessen und die Prozente; die letzte Bahn geht ein Uhr achtzehn. Verrücktheit, die ganze Geschichte, na, das war das erste- und letztemal!



Der Page:

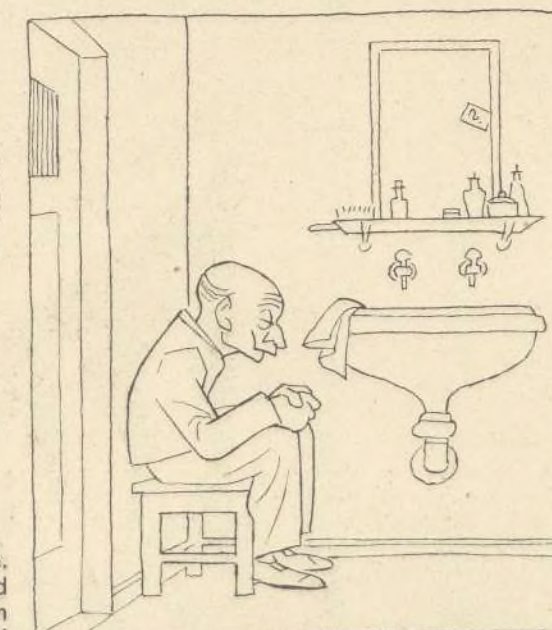
Er ist fünfzehn Jahre, heißt Willy Zeschke. Er ist hochaufgeschossen, sehr blaß und hat einen ständigen Kampf mit seinem Haarwirbel zu bestehen. Er ist seit drei Monaten hier, findet den Betrieb eine pfundige Sache, Herrn Kalkbrenner ekelhaft, die Mädchen doof und den Kapellmeister knorke, besonders, wenn er „Regentropfen“ spielt. Er möchte auch einmal

Kapellmeister werden, weiß nur nicht, wie er das anstellen soll. Jedenfalls wird er sich bald eine Geige kaufen, er hat schon über dreißig Mark dafür gespart. Vielleicht kauft er sich aber auch lieber ein Paddelboot. Wenn doch wieder dieser dicke Amerikaner käme, von neulich, der hat ihm zehn Mark gegeben. Na ja, er war total blau. Eigentlich eklig so was, wie kann man sich nur besaufen!



Der Gast am Tisch Nummer 4:

Er heißt Herr Vieth, in Fa. Vieth & Brinkmann, und ist in Geschäften aus Frankfurt a. M. gekommen. Er hat sich ein feudales Abendessen zusammengestellt; denn er hat heute einen glänzenden Abschluß getätigt. Wenn er mit dem Essen fertig ist, wird er sich eins der Tanzmädchen per Tischtelefon einladen; das ist dann billiger, als wenn sie jetzt schon kommt. Er trinkt einen Chateau Yquem, der eine Idee kälter sein könnte, was er dem Ober mit leisem Tadel sagt. Dann macht er sich eine Notiz in sein Merkbüchlein: Morgen Gebrüder Wittstock anrufen, wegen der letzten Faktura, die stimmte nicht. Sein Blick schweift über die Tanzenden, die pommes frites könnten knuspriger sein, die Mädchen übrigens auch. Er wird seiner Frau eine Karte schreiben, aber nicht aus diesem Lokal hier, lieber morgen. Ganz hübscher Tango, er tanzt aber lieber langsamen Fox, das ist einfacher. Die Dunkle im roten Samtkleid ist ganz nett, so 'n bißchen mollig. „Ober! Welche Nummer hat denn der Tisch?“



Der alte Mann:

Er sitzt hinter einer weißen Tür mit einem goldenen „H“ drauf, hat einen weißen Kit-

tel an und außerdem Rheumatismus. Er liest sehr viel Zeitungen und sieht zu, daß die Ober ihm hin und wieder eine Tasse Kaffee zukommen lassen, sonst schläft er ein. Wenn ihm jemand zehn Pfennig gibt, dann knurrt er etwas; dabei kommt die hohe Pacht nicht raus. Bis Mitternacht ist kaum etwas zu tun, dann wird es ja lebhafter. Er macht gerne einen kleinen Schwatz, aber die Leute sind immer so eilig hier, als ob sie draußen schon weiß Gott was erwartete. Im Herbst sind es zehn Jahre, daß er hier sitzt. Reich kann man dabei ja nicht werden, aber man muß zufrieden sein. Immer noch besser, als z. B. Nachtwächter. Wenigstens ist's warm!

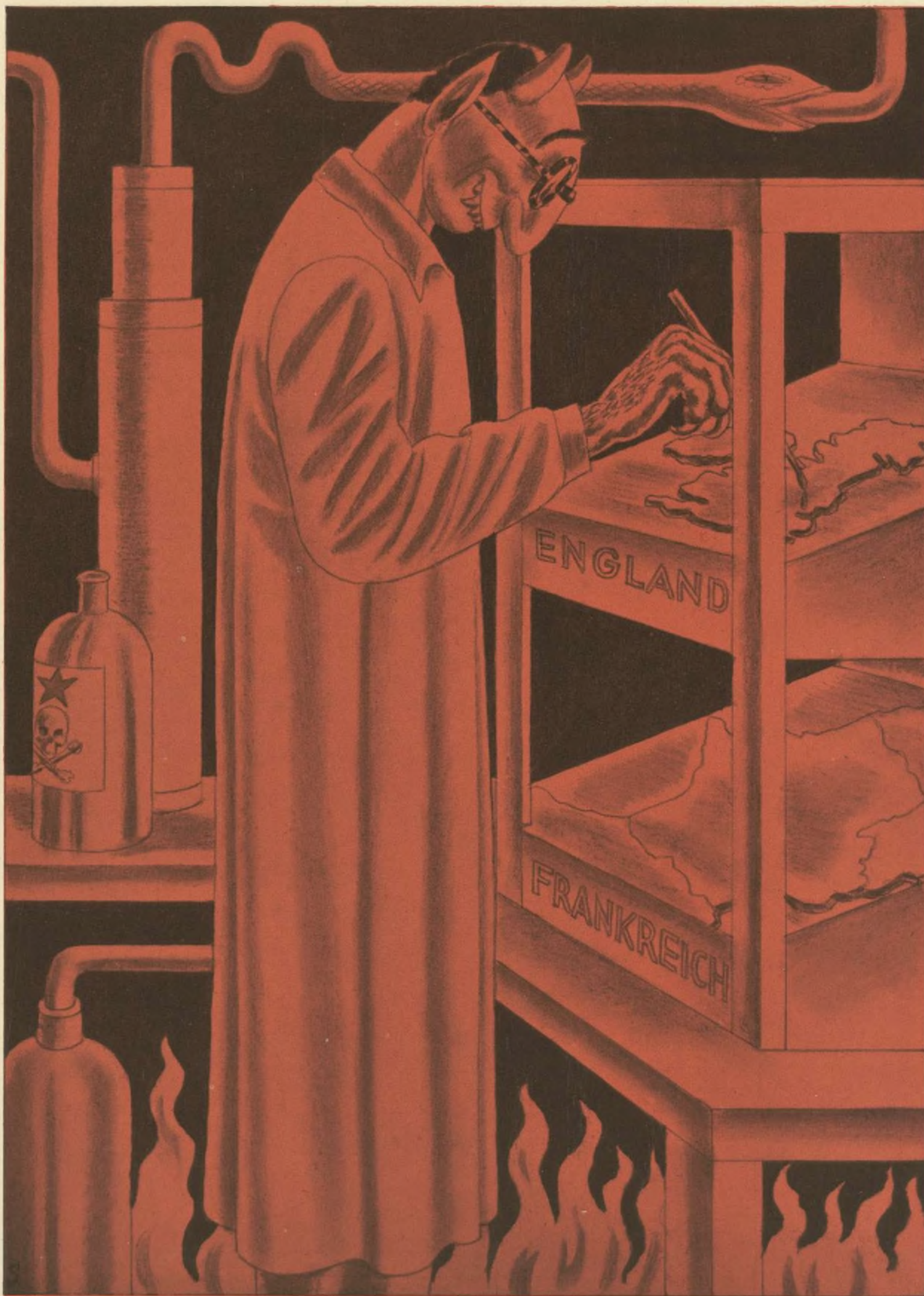


Zigarr'n, Zigaretten ... Eine Flasche vierundvierzig, nicht zu kalt ... Regentropfen, die an mein Fenster klopfen ... nein, Herr Stein war heute noch nicht da ... jawohl, der Tisch ist frei ...

Tanzpalast
Regina!

Die Spanische Krankheit

(E. Schilling)



„Die Bakterien auf dem englischen Nährboden wollen sich immer noch nicht recht entwickeln . . .“

Der Herbst riß den Weiden die altgewordenen Blätter ab und streute sie in den Strom. Dort schwammen sie nun zugleich mit den Kartoffeln, die einem kleinen Dienstmädchen aus dem Korb gefallen waren. Die meisten dieser Kartoffeln waren faul; darum schwammen sie auch so gut. Heulend und die schwimmenden flehentlich um Stillstand bittend, begleitete sie Dorchen am sandigen Ufer entlang. Kleinen runzligen Puppenköpfen ähnlich guckten die Kartoffeln aus dem Wasser, schienen Dorchen anzugrinsen und schwammen munter weiter. Wie eine dünne schwarze Strippe flog ihr das geölte Zöpfchen beim Nachlaufen um das birnenförmige Köpfchen. Dorchen zählte erst zwölf Jahre; fadendünn war sie und von milder Beschränktheit. Es waren die letzten Kartoffeln einer armen Witwe, bei der sie diente, die ihr beim Abwaschen in den Strom gerollt waren. Dies ereignete sich in einem Notstandsjahr um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Das Gesicht in der Schürze vergraben, den Korb mit den letzten vier Kartoffeln am Arm, begab sich Dorchen auf den Heimweg. Schon am Gartenzaun ihrer Herrin begann sie laut zu schreien, um das Malheur bereits von weitem anzukündigen. Als bald erschien eine alte Frau auf der Schwelle des winzigen Häuschens im Garten. In ihrem grünlichen Kleid, das einst schwarz gewesen war, in ihrer grauen Haube, die noch immer eine schwarze vorstellen sollte, das bunte Brusttuch um die Schultern und die große Hornbrille auf der fleischigen Nase stand sie breit und freundlich auf der Schwelle und wunderte sich — die Frau Rendant Jielke.

„In der Ragowiecz, in der Ragowiecz“, brüllte das kleine Dienstmädchen, von Verzweiflung gepackt.

„Was — che?“ fragte die Alte. „Reinfallen sind sie in der Ragowiecz“, lamentierte Dorchen, indem sie die letzten Kartoffeln wie besessen im hochgehobenen Korb springen ließ.

„Komm rein! Was jeschähn ist, ist jeschähn“, sagte ganz ruhig die arme Witwe.

Die kleine Haustür wurde geschlossen, und das winzige Häuschen bekam bald ein rot leuchtendes Fensterchen. Zwei hatte es nur. Hinter diesem Fensterchen wurden jetzt die letzten vier Kartoffeln, nachdem sie in heißer Asche geröstet waren, mit Salz bestreut auf den Tisch gesetzt. Die letzten vier Kartoffeln, die Frau Rendant Jielke überhaupt noch besaß, so furchtbar war das Notstandsjahr, so arm die alte Frau. Ihre ganze Pension betrug sechsunddreißig Taler das Jahr. Zwei davon erhielt Dorchen als Lohn an jedem Neujahrstage.

Das hungrige Gesicht vom vielen Weinen wie mit Karmin angepinselt, saß sie jetzt ihrer alten Herrin am Tisch gegenüber beim Schein einer Talglichtkerze. Die zwei kleineren Kartoffeln aß die Frau Rendant, die beiden größeren durfte Dorchen essen, weil sie sich im Wachstum befand. Das war das ganze Abendbrot. Alles, was die Speisekammer sonst noch barg, war nicht mehr und nicht weniger als ein Tütchen mit fünf Stückchen Zucker. Eins davon wurde nach beendeter Mahlzeit in zwei Teile zerschlagen, die eine Hälfte genoß die betagte Witwe zu einem Glas warmen Wassers, und die andere durfte das kleine Dienstmädchen auflutschen. „Ein schönes Abendbrotchen, wenn auch etwas wänig“, war die Kritik der frommen alten Frau zum Schluß. Nach der Kritik kam das Gebet. „Laß uns auch bäten“, sagte die Witwe, „daß wir morgen etwas zu essen haben.“ Wie oft kam es vor, daß sie am Abend noch nicht wußten, ob sie am nächsten Tage etwas zu essen haben würden.

Dorchen konnte es nicht lassen, selbst jetzt vor dem Gebet, in den alten Glasschrank mit den bunten Tassen zu glotzen, die so geheimnisvoll im Halbdunkel leuchteten. Die Frau Rendant, die ihr auf dem Wachstumsofa gegenüber saß, hob es bemerkend, ihren etwas dicken, etwas steifen rechten Zeigefinger und sagte, nach der verräucherten Decke zeigend: „Länke deine Gedanken nach oben!“ Während Dorchen sich darum bemühte, begann die Alte laut und feierlich zu beten. Fromm und gelassen trug sie dem lieben Gott ihre bescheidenen Wünsche vor, und das kleine Dienstmädchen mußte sie mit- und

nachbrummen. Um ein bißchen Brot bat die Alte, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mähl“.

„Könnten wir nicht auch . . .“, unterbrach sie Dorchen im Flüsterton mit leckrigen, hungrigen Augen und stockte ängstlich.

„Was — che?“

„Um Grützwurst bäten?“ . . .

„Vor den lieben Feiertagen werden wir uns das erkünnen“, war die bedächtige Antwort. Vom Sturm geschüttelt bewegte sich sanft das Häuschen. Die Alte begann fürsorglich einen Spruch gegen Feuersnot und Gefahr herzusagen. Währenddem holte Dorchen das Spinnrad und fing mäuschenstill an zu spinnen. Der Wind piff und sang in den Winkeln und Schornsteinen des Städtchens. Blaue Wolkenberge standen über dem Strom und spiegelten sich in seinem messinggelben Wasser. Plötzlich huschte wie ein goldener Kahn der Halbmond aus den Wolkentoren und goß seinen apfel-sinenfarbenen Glanz über alles, was er erreichen konnte, auch über das alte Landstädtchen inmitten seiner winterlichen Äcker und Wiesen. Mit dem Weg vertraut, glitt ein silberner Strahl durch das Fenster der armen Witwe und half der Talglichtkerze bei der Beleuchtung. Die Frau Rendant lehnte mit gefalteten Händen in der Sofaecke und überdachte den Tag. Der Schatten ihrer Haube zeichnete den Schädel einer Kuh mit hohlen Augen und mit Hörnern auf die Wand, und die Hörner nickten, wenn der Kopf sich bewegte. Auf den gelben Kattungardinen des enormen Himmelbettes im Winkel ließ das Mondlicht geisterhaft die Rosen erblühen.

Das kleine Kinn des kleinen Dienstmädchens war golden angelaufen vom Schein der herabbrennenden Kerze. Ihr Köpfchen nickte ab und zu wie der Kopf ihrer Herrin; Dorchen war schläfrig. Und wie im Traum wiederholte sie immer wieder flüsternd die Hauptbitten des Abendgebets. Um ein bißchen Brot bat sie den lieben Gott, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mähl“. Aber manchmal kam auch eine Privatbitte, und die lautete: „Auf Weihnacht' ein rosa Kleidchen, lieber Gott“. Die alte Frau hörte es.

Mehr als drei Jahre waren seit jenem Abend verflossen. Der nächste Tag hatte den beiden Armen alles gebracht, worum sie an jenem Abend gebetet hatten. Eine wohlhabende Nachbarin machte ihnen am nächsten Tage aus eigenem Antrieb einen ganzen Korb voll Lebensmittel zum Geschenk. „Der Härr hat es ihr befohlen“, sagte dankbar die Witwe. Und zu Weihnachten erhielt Dorchen ihr rosa Kleid. Ein verpaßtes Barchentkleid, das für einen einzigen Taler zu haben gewesen war. Seitdem waren mehr als drei Jahre verflossen. Frühling war es jetzt. Das rosa Kleid galt immer noch als ein neues. Nur bei schönstem Wetter durfte es Dorchen am Sonntag zum Kirchgang anziehen, und dann mußte sie es wieder ablegen. Allenfalls durfte sie es noch so lange anbehalten, bis sie nach dem Kirchgang im Garten in der Fliederlaube für die Frau Rendant das Extragebet verrichtet hatte — das am Sonntag zu ihren vornehmsten Pflichten gehörte.

Heute war die Witwe mit ihrer verheirateten Tochter, die bei ihr auf Besuch weilte, in die Kirche gegangen, und Dorchen hatte zu Hause bleiben müssen. Als Entschädigung dafür hatte sie schon kräftig in den Glasschrank hineinriechen dürfen — was sie für ihr Leben gern tat. Im Glasschrank roch es nämlich immer noch nach dem Kornschnaps des verstorbenen Herrn Rendant, ein Duft, der für das junge Dienstmädchen das Berauschendste war, was es sich denken konnte.

Die Frau Rendant und ihre Tochter hatten sich noch nicht lange entfernt, und Dorchen stand am Glasschrank und bewunderte die Tassen. Selbstvergessen zupfte sie dabei an der Tür — und erschrak. Die Tür war aufgesprungen. Die Witwe hatte wohl den Schlüssel abgezogen; aber sie hatte das Zuschließen vergessen. Was tat das kleine Dienstmädchen, nachdem es sich von der ersten beklommenen Bestürzung erholt hatte?! Es steckte den kleinen schwarzen Birnenkopf tief, tief in den Schrank hinein und sog den Duft vom Schnaps des toten Herrn Jielke ein, bis es fast die Besinnung verlor.

Plötzlich dröhnte (dröhnte, kam es ihm

vor) eine gewaltige Stimme hinter ihm in der Stube los. Vorwurfsvoll und pathetisch klang es langsam durch die stille Stube: „Dorchen, Dorchen! So erzieht man sich zur Jenußsucht!“ . . . Ihren dicken, etwas steifen rechten Zeigefinger wärend aufgehoben, stand die Frau Rendant in ihrem bunten Umschlagtuch auf der Schwelle und dröhnte also. Sie war noch einmal zurückgekehrt, um den Glasschrank zuzuschließen. Ehe sie dann wieder ging, sprach sie noch dieses: „Du magst heute für dich ein Extragebät in der Fliederlaube sprechen. Von wäjen deiner Jenußsucht. Für mich wird es die Martchen tun.“

Die Fliederlaube war übrigens wunderhübsch. Große alte Fliedersträucher legten ihre langen grünen Arme zärtlich in- und übereinander zu einem Baldachin über einem bemoosten runden Tisch, um den eine bemooste Ruhebänk lief. Grad über dem Tisch baumelte manchmal eine große rote Seidenschleife aus der Jugendzeit der Frau Rendant. Dorchen hatte die Gewohnheit, diese Schleife zu Ehren schöner Sonntage in die Laube zu hängen. chen „Petit“ bellen hörte, wußte sie, daß Sobald sie im Nachbarhause das Hündie Kirche aus war, daß die Nachbarin soeben nach Hause gekommen war und daß ihre eigene Herrschaft auch nicht mehr weit sein konnte. „Hull . . . hull . . . katta-puh . . .“, hörte sie auch bald die Frau Rendant in der Ferne husten und prusten. Breit und behäbig kam sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen in ihren bunten Umschlagtüchern an den uralten schiefen Apfelbäumen vorbei durch den Garten gesegelt. Dorchen trat auf die Hausschwelle und grinste zum Willkommen über das ganze Gesicht in ihrem zu eng gewordenen rosa Kleid.

Frau Martha begleitete sie in die Fliederlaube, um heute das Extragebet für die Mutter zu sprechen. Dorchen nahm in stummer Beklommenheit ihr gegenüber Platz. Bald darauf bedeckten beide ihre Gesichter keusch mit der rechten Hand, und ihre Lippen begannen lautlos zu murmeln. Amüsiert wippte die rote Schleife über den glattgescheitelten gesenkten Köpfen.

„Ich bin fertig“, sagte nach einer Weile die junge Frau. Dorchen errötete, denn sie war es noch nicht. „Weswäjen hast du noch zu bäten?“ erkundigte sich die Frau. „Von wäjen dem Petiche“, stammelte das kleine Dienstmädchen zerknirscht. „Hab' ihm am Schwanz jerissen.“

„Das war nicht brav“, bemerkte bedächtig die Hörerin.

Eine Weile blieb es still in der Fliederlaube. Frau Martha betete rasch entschlossen noch für die Tante. Fertig geworden, blickte sie in beschaulicher Ruhe, sanft und zufrieden wie ein Rind auf der Weide, in das Vergißmeinnichtbeet vor dem Laubeneingang. „Weswäjen hast du noch zu bäten?“ erkundigte sie sich abermals.

„Von wäjen“ . . . flüsterte das kleine Dienstmädchen und brach in Tränen aus. „Von wäjen . . . hab' zu viel im Glasschrank reinjerochen.“

„Das war nicht brav“, bemerkte bedächtig die Hörerin.

Am nächsten Tage verkündete die Frau Rendant einen merkwürdigen Traum. Ihr hätte geträumt, der heilige Petrus wäre in eigener Person bei ihr am Himmelbett erschienen und hätte ihr von einem guten Geschäft gesprochen. Dabei hätte er merkwürdigerweise immer auf Dorchen gezeigt. Allgemeines Grübeln über diesen Traum zwei Wochen lang. Nach vierzehn Tagen fühlte sich die Frau Rendant mit einem guten Einfall „bejnadet“. Hoherfreut sprach sie zu Dorchen: „Pätus kann nichts anderes jemeint haben, als daß ich dein rosa Kleidchen verkaufen soll, weil es dir zu eng jeworden ist. Das hat er jesähn, der liebe Heilige. Paß 'mal auf, wir werden ein jutes Jeschäft damit machen!“

Und sie machte ein gutes Geschäft damit. Obgleich Dorchen das Kleid drei Sommer getragen hatte, gab ein junges mageres Dienstmädchen, das plötzlich ganz erpicht darauf war, vier Mark dafür. Eine ganze Mark wurde bei dem Handel verdient. „Und eine Mark“, pflegte Dorchen in späteren Jahren zu sagen, wenn sie diese Geschichte erzählte, „eine Mark war damals fast so viel wert wie heute zähn.“

Leicht ist es, im Zelt aufzuwachen und zu lauschen, wie man mitten in tauiger Frühe zwischen dem hellen Vogellärm im Grünen liegt und noch ein wenig in den Zeltspalt träumt, der die Nacht über offen geblieben ist; aber schwer ist es, die Glieder von dem schlechtgepolsterten Lager zu erheben. Deshalb kriegt man von irgendwoher eine Zigarette in den Mund geschoben, und eine sanfte Stimme sagt: „Aufstehn, Liebling, sechs Uhr!“ Daß dann gleich hinterm Gähnen das Abmontieren des Zeltes kommt und man keinen Kaffee kriegt, weil der Spiritus alle ist und keine Faser trockenen Holzes in der Nähe zum Feueranmachen: das schafft nicht die Morgenfreude, die die Vögel im Walde allezeit umsonst haben. Gestern haben die beiden Faltboot und Zelt, der Feuchtigkeit wegen, hoch in den Bergwald hinaufgeschleppt, nun muß es natürlich wieder abwärts geschleppt werden. Nasse Sträucher schlagen dem jungen Paar um Gesicht und Arme, die von Schnaken zerstoichen sind; im Boden entsteht bei jedem Schritt eine kleine Wasserkuhle um die dünnen Paddlerschuhe, eiskalt; die Kniee indessen sind feuerrot von dem hohen Brennesselgebüsch. Aber es blinkert und blitzt da unten durch die Pappelstämme, und wo Pappeln sind, da ist Wasser — und da ist der Strom, und nun wird alles gut werden.

Ihre Körper dampfen wie die von Pferden, die schwer zu ziehen haben. Aber endlich liegt der Plünnenkreuzer auf dem Wasser, und die junge Frau nimmt auf dem vorderen Sitz Platz — sie ist überhaupt so ärgerlich resolut in der Frühe, denkt Karl, und er reckt sich träge und mißgelaunt in den Gummisitz — oh, alles ist ja Luft und Gummi, mit Wolldecken und Wasser untendrunter. Dazu kein Kaffee. „Sonst kommen wir vor Abend nicht nach Unterwöbbeln“, hatte Anne gesagt, und bis dahin sind lauter Felsen am Strom, steil wie Festungsmauern, kalte sonnenlose Buchten und kein Landeplatz ...

Dem Manne leuchtet das nicht ein, ihm leuchtet vor allem Unterwöbbeln nicht ein. Unterwöbbeln ist ihm keinen einzigen Paddelschlag wert, weil er es nicht kennt, das Stromdörfchen Unterwöbbeln mit seinen Schieferdächern über den Fachwerkhäuschen. Zwar meint Anne, es sei „ein wunderbar beseeltes Dorf“ und er ein unbeseelter Banause; aber ohne Kaffee und sonst was im Magen und mit gesprengelten Brennesselbeinen hat kein Mann auf der Welt für Unterwöbbeln was übrig.

Nun beginnen die Morgenglocken zu bengern, allüberall.

Eine langgestreckte Insel mit einer Reihe besenstarker Pappeln kommt in Sicht, im Wellenspiegel wird eine Allee tanzender grüner Riesenkorkenzieher aus den Bäumen. Die nassen Schiefer-

dächer ferner Häuser haben etwas Nacktes und Wunschloses in dem Geläute. Als es vorüber ist, singt Anne ein Lied, ganz für sich. Über dem breiten Gerausche ihrer energischen Paddel verschwebt, verklingt es: kein Echo hallt von den Felsen wider, denn sie sind mitten im Strom. Der Gesang ist fein wie der Nebelhauch aus ihrem Munde, sie will den Mann hinter sich froh machen mit ihrem Gesang. Karl sieht das tiefe, angestrenzte Atmen ihrer Schulterblätter; das linke Achselband ist etwas über die Schulter gerutscht, auf ihrem braunen Rücken ist da ein weißer Streifen, den die Sonne nicht hat treffen können. Der Mann sollte nun eigentlich denken: die Frau hält zu mir, durch Wind und Wetter, in Zelt und Nacht, immer ist sie heiter und leicht, das vollere Leben ist bei ihr, und ich habe den Strom nicht geboren. Ich transportiere sozusagen überall mein Büro mit mir herum. Sie weiß es und leidet darunter, gibt mir ab aus ihrer überschäumenden Kraft, soviel sie vermag. Mir ist das Leben, das wir nun schon seit acht Tagen auf dem Strome führen, nur unbequem, ich mache es mit, weil sie es braucht ...

Die Morgensonne kam stärker und ließ die Pappelreihe auf der Insel wie grüne rauschende Riesenstichflammen aus dem Strome erglühn. Hoch darüber zog die schwarzbraune Qualmfahne eines rauschenden Schleppers vor dem Boot, die ihre Schatten über den Strom flirren ließ und die Wellen da und dort schiefern färbte.

„Karl, feste, den Schleppzug müssen wir kriegen!“ rief Anne und schaufelte wahre Wasserberge hinter sich, so daß ihr Mann den Druck der kräftigen Armstöße durch die Rückenlehne spürte. Um die nächste Felsenecke herum erblickten sie auch bald den hohen, mit Stahlseilen gehaltenen Schornstein des winzigen Schlepperchens, der eine ganze Herde von kohlenbeladenen Lastkähnen hinter sich herzog. An den letzten Kahn hatte sich ein bunter Schwarm von Faltbooten angehängt; lustige Fahnen, lustige Menschen sah man darauf, und das alles ließ eine quirlende Schleppe schäumenden Kielwassers im Strom zurück. Der Anblick gab auch Karl Mumm in die Knochen, denn hier winkte faules Gezogenwerden, da konnte man die Paddel quer wie Hagens Schwert über die hochgezogenen Kniee legen und mit verschränkten Armen, ohne einen Paddelschlag zu tun, vor diesem „wundervoll beseelten“ Nest Unterwöbbeln ankommen. Aber erst hieß es noch einmal hitzig drauflos paddeln; denn ein Schleppzug ist kein Landomnibus, der auf unser Winkewinke auch mal außerhalb seiner Stationen hält ...

Die Kielwelle, die jetzt den Bug schon ganz beträchtlich hob, so daß Karl im Hintersitz manchmal glaubte, er rutsche jede Minute achtern ins

Wasser, machte ihnen doch zu schaffen, und oft war es ihnen, als schaufelten sie sinnlos und ohne vorwärts zu kommen das Wasser hinter sich zu Bergen — jedoch erreichten sie schließlich doch das letzte Boot. Drin saß am Steuer ein schlanker Blondling, davor, hübsch in die zahllosen Kissen gebettet, ein dunkelschopfiges Mädchen in buntem Paddlerkostüm. Alles dies machte den Eindruck, als schaufele der junge Mann ein Blumenboot durch die Wellen. Anne rief den beiden zu, sie sollten ein Tau herüberwerfen. Sie erhob sich etwas im Boot auf den Knien und fing das gewandt geschleuderte Seil auf — da ließ Karl dummerweise mit dem Paddeln nach. Anne wurde über Bord und Bug gezogen, wollte das Seil loslassen und, da sie eine gute Schwimmerin war, zu Karl ans Boot zurückschwimmen. Doch man schrie ihr von allen Seiten zu: „Nicht loslassen, um Gottes willen, die Kielwellen drücken Sie in die Tiefe!“ Und da ließ sie nicht los, drehte sich wie ein Bohrer durch das Wasser, das ihr im Nu die Schuhe ausriß — der junge Mann drüben zog wie ein echter Matrose das Tau links, rechts, immer näher an seine Brust, und dann griffen die beiden Menschen ihre Arme, rissen die Betäubten an Bord — und schon ganz, ganz dahintengeblieben hatte Karl vor Schrecken zu paddeln aufgehört.

Nicht er, sondern Anne war ins Wasser geplumpst, aber er, als Egoist, bedauerte sich am meisten. Man schrie ihm zu, sich zu beeilen, wenn er sich anhängen wolle; jedoch das Boot, am Bug zu leicht geworden, drehte sich ein paarmal um sich selbst und hatte dadurch soviel an Schwung verloren, daß Karl, obwohl ihm das Herz vor Anstrengung wie ein Hammer gegen die Brust schlug, kläglich und hilflos aus bereits hundert Meter Entfernung zuschauen mußte, wie man die nasse Anne in trockene Kissen packte und ihr irgend was Glitzerndes einflößte, wahrscheinlich Kognak. Meinetwegen Lebertran, dachte der Ehemann.

Was sollte nun werden? Die Leutchen im Boot würden die dumme Anne wohlbehalten und schnell in diesem verfluchten Unterwöbbeln abladen. Sie würde bestimmt schon am Nachmittag dort sein, ohne einen Paddelschlag; vielleicht in einer schönen Heckenwirtschaft am Ufer sitzen, indessen er, mit bis an die Badehosen hängender Zunge, kaum vor Mitternacht in Unterwöbbeln ankommen würde. Schluß! rief er sich zu, Schluß mit der Padderei, der ganze Naturkram kann mir gestohlen bleiben!

Um die nächste Stromecke war jetzt der Lastkahnzug verschwunden. Die Rauchfahne kam nun über den Felsen weg, der aussah wie ein rauchender Vulkan. Kein Mensch war an diesem Sonntagmorgen zu sehen, auch kein Dampfer, kein Schlepper, der ihn hätte mitziehen können. Karl hörte nur das trostlose Geräusch seines Paddels — doch nein, da war noch etwas inmitten der Felsenstille, ein Plätschern und Schnaufen. Jubelnd hob sich eine Hand, ein Arm aus dem Wasser: „Karl? Karl! Ich bin's! Hier — links im Wasser!“

Richtig, das war Annes Kopf, das waren ihre Schultern, die wie ein Quirl kraulend und unermüdlich das Wasser durchschäumten. Sie war also aus dem Boot gesprungen, um bei ihm zu sein; denn sie wußte: ihm fehlte ihr starker Arm. Prustend beim Boot angekommen, rief sie: „Laß nur, ich komme schon allein hoch, es genügt, wenn einer naß geworden ist ...!“

Als sie sich ins Boot gewälzt hatte, umschlang sie ihn lachend: „Liebling, was magst du für Angst um mich ausgestanden haben!“ — Doch er wehrte sie ab: „Ach geh weg, du machst ja das ganze Boot naß, trockne dich gefälligst erst ab!“

Da erstarrte, zum erstenmal vor ihm, ihr Gesicht, ihr Wesen. Zwischen den nassen, angeklebten Schläfenlocken waren ihre Augen jäh dunkel geworden wie zwei braune Brunnentiefen. In dieser Sekunde erforderte der Strom, der von ihr zu ihm, doch nie umgekehrt gegangen war, zu Eis. Sie sprach kein Wort, drehte sich nur um, ergriff das Paddel wie eine letzte Pflicht für diesen Mann. Ihre Zähne schlugen aufeinander vor Fieber, doch ließ sie sich nichts anmerken und kam auch durch stärkeres Paddeln über den kieferhämmernden Schüttelfrost weg. Mittag und Abend vergingen schweigend, dann sog die Nacht alle Farben in ihren schwarzen Himmelsmund.

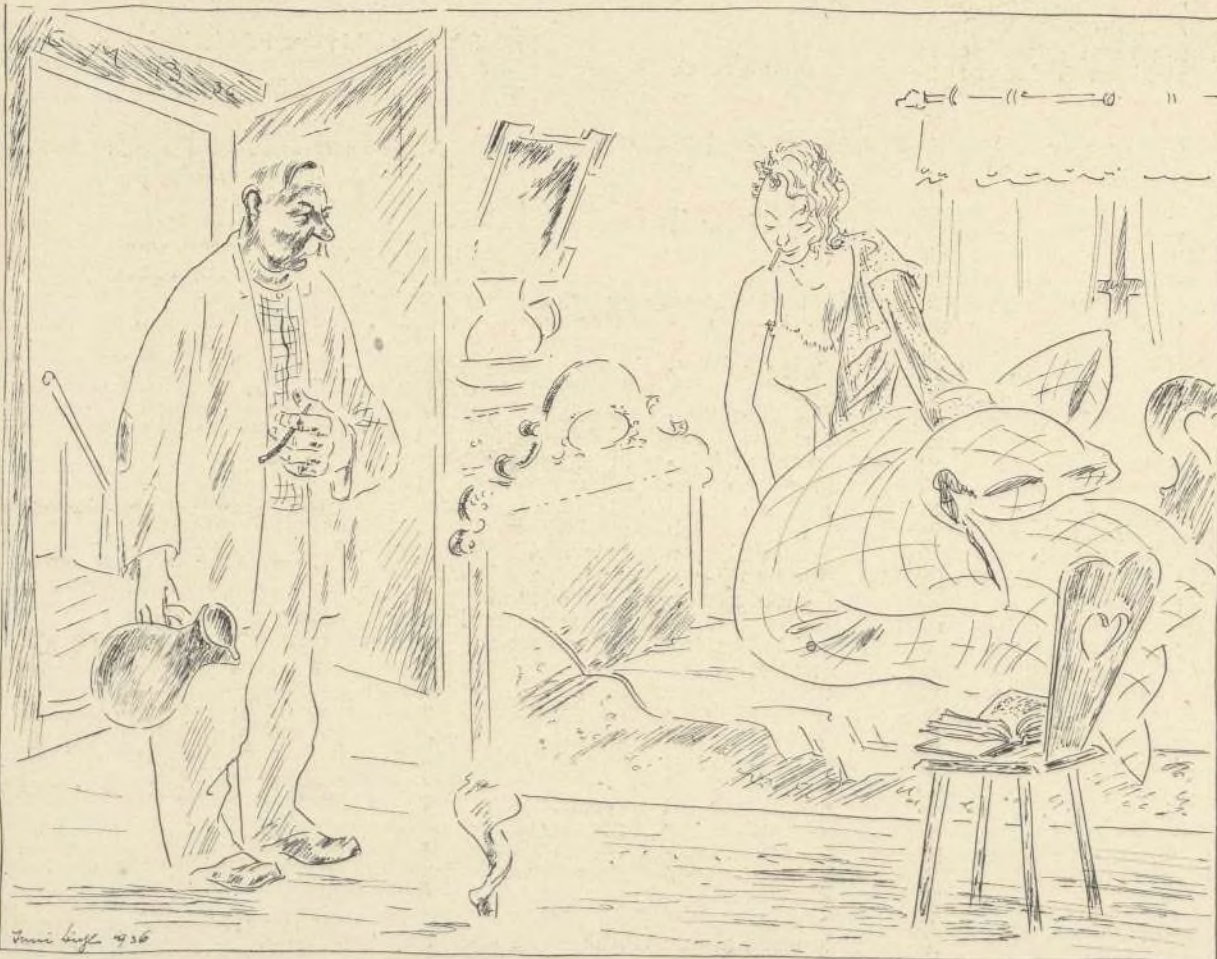
Endlich, hinter der letzten Strombiegung, kam das Dorf: es lag wie ein Diadem aus goldenen Fenstern um den toten Samt dunkler Felsen gebreitet. Da war ein Bootshaus — und wieder schleppten sie das Boot an einen Strand, der unbekannt war, suchten einen Gasthof, der unbekannt war ...

Einmal, in der Nacht, im tiefsten Schlaf, hörte Karl ein Klirren im Zimmer. Erschreckt stob er empor, sah Anne am Fenster stehen, barfuß.

„Was machst du da? Du — was hast du mit der Scheibe gemacht, was fällt dir ein? Zeig her, hast du dich verletzt?“

„Nein. Nur manchmal — weißt du — manchmal muß man Fenster einschmeißen — Fenster einschmeißen ...!“

(Toni Bichi)



„Herr Wirt, ich bin heute nacht von Wanzen gebissen worden!“ — „Jetzt so was! Ja, was werd denn da mei Frau sag'n, wann Sie solchene Viecherln mitbringa?“

Briefmarken. Die 10000 billigsten Europa-Marken, sauber nach Katalog geordnet, tadellos erhalten. Unverbindliche Auswahlen franko geg. franko (Ref. od. Beruf angeben!). Fr. Felder, Stuttgart-Weilimdorf 2.

Schwäche, vorz. d. Männer heilbar. 25 jähr. Erfahrung. Erfolg überschl. Aufkl. Schrift u. Probeverschl. geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach, Berlin-Wilmersd. 114, Postfach 2.

RASIER CREME -50 u. 1-
PERI

Für Selbstrasierer die wichtigsten Dinge:

KLINGEN -20
PERI

Zwei interessante neue Romane



Der Muschel Ruf

Ein Kriminalroman aus den Wiener Donau-Muen
Von Friedrich Heinz Puh
197 Seiten, kartoniert RM 3.-, gebunden RM 4.-

Eine junge Serbin, die Hauptfigur des Romans, von großem Geist und einer starken Liebe zu einem Deutschen beseelt, lebt mit diesem ein märchenhaft schönes Leben bis zu dem Tag, an dem sie durch Zufall entdeckt, daß ihr Bräutigam es gewesen ist, der im Weltkrieg ihre Eltern standrechtlich erschießen ließ. — Nichts ist nunmehr imstande, sie davon abzuhalten, den damals geleisteten Schwur und die unerbittlichen Befehle der Blutrache zu erfüllen. Der Bräutigam muß sterben! Dem „Muschelruf“ der Serbin folgt der von ihr so heißgeliebte Mann und hört den Schuß nicht mehr, der sein Leben auslöst. — In seiner ihm eigenen Sprache schildert der Verfasser die schwierige Arbeit der Kriminalbeamten auf der Suche nach dem Mörder, den sie unter Wilderern vermuten.



Schüsse bei Mondschein

Ein Jagd- und Grenzlandroman
von Friedrich Heinz Puh
167 Seiten, kartoniert RM 2.80, in Leinen gebunden RM 3.50

„Schüsse bei Mondschein“ ist ein Grenzlandroman aus der schmachvollen Zeit nach dem großen Weltbrand, dessen Gestalten in dem Gebiete zwischen Rhein, Schwarzwald und Bodensee wurzeln. Nicht zu klärende Schüsse bei Mondschein im Jagdrevier sind es, die Jäger und Forstbeamte in ständiger Aufregung halten. Alles menschenmögliche wird unternommen, ungeheure Leistungen werden vollbracht. Trotz allem bleibt es eine geheimnisvolle Sache, die schwer auf den Gemütern der pflichtgetreuen Männer lastet. Eine internationale Verbrecherbande, meisterhaft organisiert und geschult, ist ihr scharfer Gegner. Der Leser kommt von einer Spannung

in die andere und gewinnt dabei einen Einblick in die trostlose Zeit nach dem Kriege, wo es möglich war, deutsche Mädchen und deutsche Jungen nach dem Ausland zu verschachern.

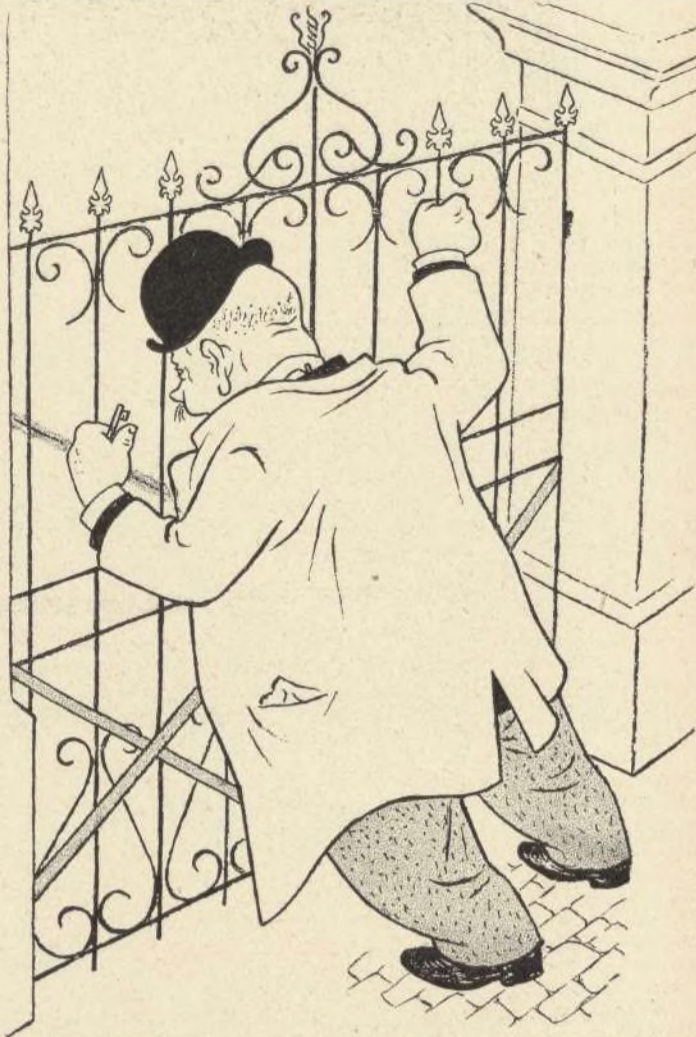
Zu beziehen durch Buchhandlungen oder durch

F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Spartassstr. 11. Telefon 296 456/296 457

(Jos. Sauer)

Heimkehr

„Döswann mei
Alte selig wis-
sat, daß i jetzt
allaweil an
Hausschlüssl
dabei hob!“



In ganz
Deutschland
wird der
„Simplicissimus“
gelesen!



Kosmetische Chirurgie Gesicht — Brust — Beine
Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 21
Im Juli, August und September werden die Sprechstunden auch in
Baden-Baden abgehalten.
Illustr. Broschüre „MODERNE KOSMETIK“ Mk. 1.— (Briefmarken)

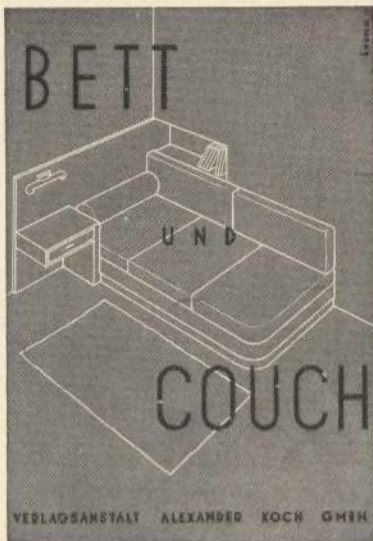
Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süd-
deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Künstler-Lokal



Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch
**BETT
UND
COUCH**

ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlaf-
raumes und für die Schaffung von reizvoll-gemütlichen Wohnräumen.
Das Werk, das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an
jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit
für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder
steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vor-
schlägen zu dienen ist sein Zweck.

Preis RM 4.80

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH. STUTTGART-O. 66



Deutsch - Pole, in Südamerika, wünscht
Dame, welche sich befähigt fühlt, den
momentan Heimatlosen moralisch zu
unterstützen. Briefe u. „Heimatlos 5023“
an F.C. Mayer Verlag, München, Spar-
kassenstraße 11.

Ein Dokument der Inflation und Korruption

**Berliner
Bilder**
Von Karl Arnold

Kartoniert RM 1.50
Gegen Voreinsendung des Betrages
portofrei.

Simplicissimus - Verlag
München 13

Elisabethstraße 30
Postscheck: München 5802

Die Wasserhose

(Alfred Kubin)



Auf der „Wies'n“

(E. Thöny)



„Du, der Huaba is g'storb'n.“ — — — „Wos hot eahm denn g'fehlt?“ — — — „G'suffa hot a.“ —
„Respekt!“

Schnecken

Dies ist der Tag der Schnecken:
es hat so warm geregnet.
Nun kriechen sie aus ihren Verstecken,
dehnen sich und strecken
ihre Fühlhörner aus, wenn man ihnen begegnet.

Nur darfst du sie nicht erschrecken.
Geh achtsam, wenn möglich auf den Zehen,
leise, ganz leise:
sonst bleiben die Schnecken erschrocken stehen —
und das verzögert die Reise.

Sieh, wie sie die Fühlhörner nach allen Seiten
strecken und drehen,
jeden Grashalm betasten, besehen,
und dann plötzlich geräuschlos weiter gleiten . . .

Schnecken lärmen nie. Sie wandern stumm,
weil Lärm sie stört.
Lärm finden sie dumm
und können wandernde Gesangsvereine nie begreifen.
Ich habe noch nie eine Schnecke singen gehört
oder auch nur leise pfeifen . . .

Ich möchte eine Schnecke sein:
allein,
nicht mit andern,
geräuschlos über Moos und Gräser gleiten,
mich verkriechen zuzeiten,
überall zu Hause sein —
und wandern, wandern, wandern!

Giegrich von Vegesack

Zwischen Leipzig und Dresden

Den jungen Doktor Lehrs aus Hamburg hat es jetzt als ersten Assistenzarzt an das Oschatzer Krankenhaus verschlagen. Kein Grund zur Klage — bewahre! Oschatz ist ein angenehmes Städtchen, in dem sich's wohl leben läßt. Und wenn es dich nach Großstadtluft gelüstet, so bist du in einem knappen Stündchen in Leipzig oder in Dresden, denn Oschatz liegt gerade in der Mitte zwischen beiden. Soweit ist alles schön und gut. Nur der Dialekt, den die Leute in dieser Gegend sprechen, macht dem Doktor Lehrs aus Hamburg manche Schwierigkeiten.

Vorige Woche beispielsweise wird eine gute alte Bauersfrau in das Krankenhaus eingeliefert, die von einem Pferd mit dem Huf gegen das Schienbein getreten oder, wie man dort sagt, „geschmissen“ worden ist. Als der Arzt zur Untersuchung an ihr Schmerzenslager tritt, jammert sie gleich los: „Fimfnsibbzj Jahre bin ich nu alt geword'n un nich ä einzjes Mal grangk gewäsn, un nu bin ich von unsern Fährd geschmissen word'n!“ „Aber, liebe Frau“, versetzt der Doktor Lehrs kopfschüttelnd, „wie können Sie denn auch in Ihrem Alter noch reiten wollen . . .!“

Lieber Simplicissimus!

Der junge Mann, der neulich beim Klavierabend von Elly Ney vor uns saß, sah doch gleich etwas verdächtig aus. Der Haarschnitt, die eigenwillig geschlungene schwarze Krawatte . . . Natürlich, auch einer vom Bau! Als seine Freundin, ein hübsches Kind, sich zu ihm setzte und er zu reden anfang, kam's heraus: er war ebenfalls Musiker, und zwar Komponist. Ein ziemlich bedeutender Komponist, wie es schien; denn er dozierte sogar, während Elly Ney spielte, und seine Freundin hörte sehr ehrfürchtig zu. Und als Elly Ney die Appassionata von Beethoven beendet hatte, sagte der junge Mann vor uns, halb stolz und halb bescheiden: „Komponieren könnte ich das auch. Aber nicht spielen . . .!“ Ist das nicht ein Jammer? Da haben wir schon mal den ersehnten neuen Beethoven — und nun kann er's nicht spielen!

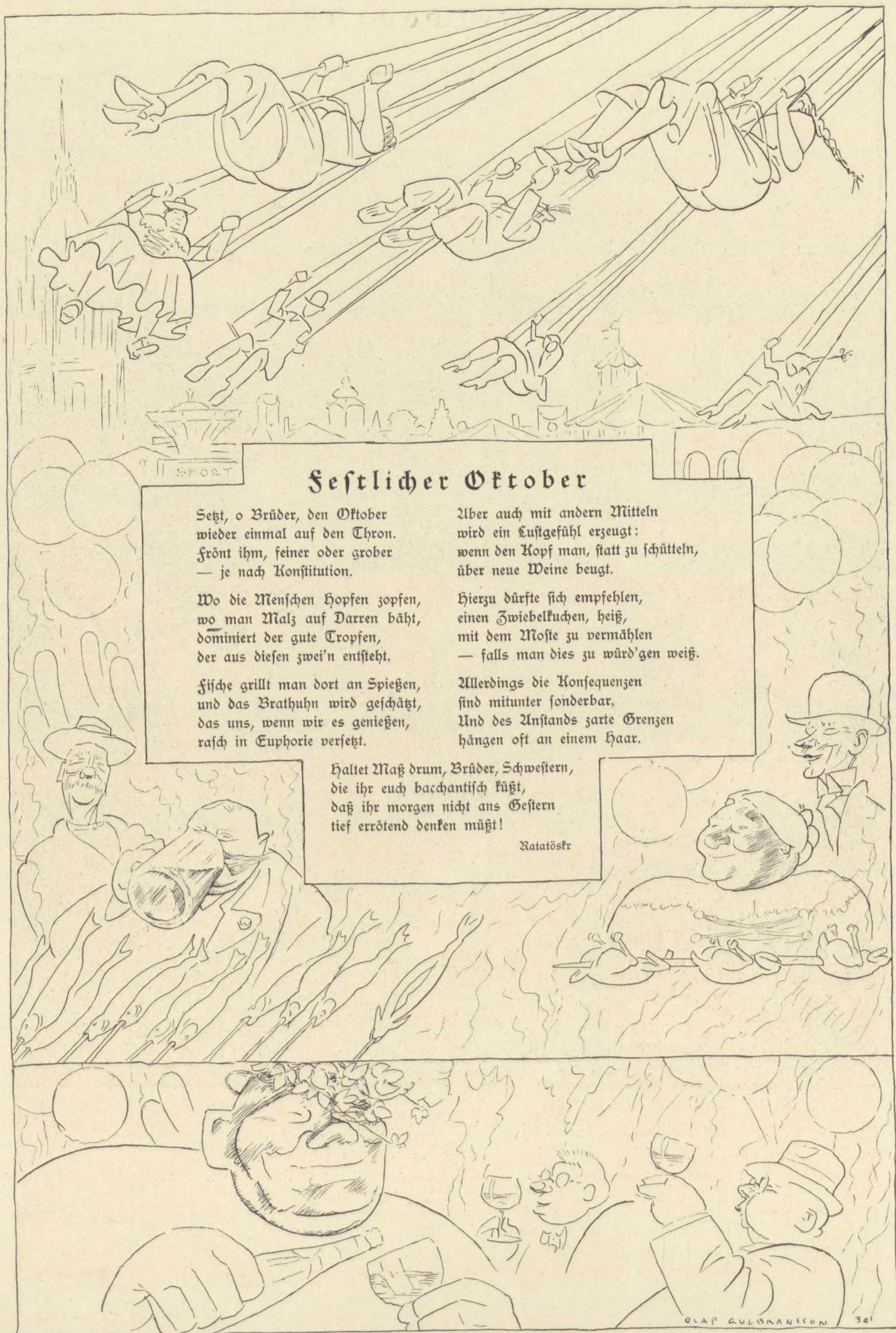
Realitäten

(R. Kriesch)



„Siehste, kleene Maus, det habe ick schon in der Wurstbude jefühlt, daß wir uns lieben!“ — „Ja wos? I hab's erst beim Brathenndl g'spannt, daß i di mag.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreis** für die 10 gespalte Millimeter-Zeile RM —.20 • **Anzeigenannahme:** F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galschauser, München • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, D.A. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.



Festlicher Oktober

Seht, o Brüder, den Oktober
wieder einmal auf den Thron.
Frönt ihm, feiner oder grober
— je nach Konstitution.

Wo die Menschen Hopfen zopfen,
wo man Malz auf Darren bäh't,
dominiert der gute Tropfen,
der aus diesen zwei'n entsteht.

Fische grillt man dort an Spießen,
und das Brathuhn wird geschätzt,
das uns, wenn wir es genießen,
rasch in Euphorie versetzt.

Über auch mit andern Mitteln
wird ein Lustgefühl erzeugt:
wenn den Kopf man, statt zu schütteln,
über neue Weine beugt.

Hierzu dürfte sich empfehlen,
einen Zwiebelkuchen, heiß,
mit dem Moste zu vermählen
— falls man dies zu würd'gen weiß.

Allerdings die Konsequenzen
sind mitunter sonderbar.
Und des Anstands zarte Grenzen
hängen oft an einem Haar.

Haltet Maß drum, Brüder, Schwestern,
die ihr euch bacchantisch kühlt,
daß ihr morgen nicht ans Gestern
tief errötend denken müßt!

Ratatöskr



Kannst auch beim Bier du fröhlich sein —
Geht's flinker doch beim Weine!
Nicht nur im lauten Freundeskreis,
Auch wenn du bist alleine.

Doch nimmst du die Frau Liebste mit,
Laß heilig sie versprechen,
Daß sie nicht jeden Becher zählt,
Bist emsig du beim Zechen.

Meint sie, nur einer sei dir gut —
Ein zweiter tut dir besser!
Trink', trink' und denk': der Winzer braucht
Auch heuer leere Fässer!

Was würd' sonst aus dem jungen Wein,
Kriegt' er nicht ein Gebinde,
Drin gären er und werden kann,
Daß man sein' Freud' dran finde?

Wilhelm Schulz